

Zeitschrift: Nidwaldner Kalender

Band: 45 (1904)

Artikel: S'Babeli von der Schnabelweid : eine Erzählung aus dem Volksleben

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1007925>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„Sä wemmer,“ säid mis Maitli gschwind —
 „Wend us der Heli springä,
 Dr Drack cha, wemmer duffe sind
 Die Schätz us nachä bringä.“

Jetzt wend-sie gah, da fahd dr Tanz
 Mit's Tifels Drack erst ah —
 Aler speiztr Fүүr und thuod sie Schwanz
 Um's Mäitschis Glider schlah.

„Wäist, daß äinisch dor fet hesh?
 Dui bruichst di nid so z'mäinä,
 Jetzt lach-mer dui das Mäitschi sy
 Du bisch-mer zwenig rainä. —

Aler macht äs Gfräs, das fettisch gseh,
 Ales thuod mer jetzt nu gruisä, —
 Aler schlingget s'Chind uss Kanapee,
 Und mich zur Heli uisä.

Jetzt bin i ibler dra als frier,
 Wo ich zur Heli gangä. —
 Bi jetzt a ganz verliebtä Narr —
 Und's Mäitschi blybt halt g'fangä.

O, wenn i doch nie dor fet hätt,
 I muoß mi grad entsetzä! —
 So hätt' ich's Mäitschi übercho,
 Mit allä synä Schätzä.

Drum kämpf' dui gägä d'Bydäschaft
 Bewahr a räinä Sinn,
 Suft bringt dr weder Muot nu Ehrast
 A Lib und Seel Gewinn.“

Nach Melchior Kuster, Engelberg.

s'Babeli von der Schnabelweid.

Eine Erzählung aus dem Volksleben.

I.



er Jaggi im Nieder-
 husli war ein alter
 Buob und dickmal
 eyschierig, aber so eys-
 schierig, wie am selben
 Abend, an dem unsere
 Erzählung beginnt,
 war er schon lange,
 lange nie mehr ge-

wesen.

Das Mili, seine um zwei Jahre jüngere
 Schwester, die wie der Jaggi ledig geblieben
 war und ihm die Haushaltung führte, hatte früh
 morgens zu ihm gesagt: „Jaggi, heute muß ich
 absoluti zur Bäsigothe, des Hansiveris Ehresenz,
 sie hat berichtet, ich müsse auf jeden Fall zu
 ihr kommen, denn sie habe mir etwas apparti
 Wichtiges zu sagen. Ich komme gegen Abend
 wieder heim. Ich habe einen schönen Schapf
 Kasse gemacht, das kannst du z'Mittag erwellen
 und auch dem Bethli davon bringen, wenn's zu
 bauptschen anfängt.“

„Miera!“ hatte der Jaggi gesagt, im Stillen
 aber sich g'waltig darüber geärgert, was das
 Mili immer unenz'leitschen und unenz'brottschen

habe. Z'mittag erwellte er pflichtgetreu das
 am Morgen übrig gebliebene Kasse, trank seine
 Portion und stellte den Rest in's Ofenröhrli.
 Dann setzte er sich gemütlich auf's Ofenbänkli
 und fing ein wenig zu duseln an. Plötzlich
 schreckte ihn ein Geräusch aus seinem Schlummer
 auf, das wie das Bellen eines heisern Hundes
 tönte. Es war das Bethli, das jüngste der drei
 Geschwister, das in der obern Laube im Bette
 lag und auf die eben angedeutete Weise seinen
 Appetit nach Kasse kundgab. Ein armseliges
 Geschöpf und ein Hotscheli von Jugend auf, kam
 das arme Bethli bisweilen ganz aus dem Häus-
 chen und fing dann zu bellen an, wie der Netti,
 wenn er einer Kaze auf der Spur ist.

Der Jaggi auf dem Ofenbänkli murrte,
 als in der Laube oben das Konzert losging, er
 streckte Arme und Beine und rieb sich gähmend
 die Augen, — dann stand er langsam auf, holte den
 Kasse aus dem Ofenröhrli und schlorpete über die
 ächzende Stiege zum Bethli in die Laube hinauf.

Während seine Schwester tüchtig zugriff und schier
 das ganze Chriegli leerte, ging der Jaggi ans Fenster
 u. schaute hinaus, ob das Mili noch nirgends zu sehen
 sei. Umsonst, kein Mensch zeigte sich auf dem Wege.

„Härä Damp!“ brummte der Jaggi, und
 schlug unwirsch das Fenster zu „Bald vieri

und noch ist es nicht da, das Lunni, der Damp!“ Brummend suchte der Alte sein Plätzchen auf der Ofenbank wieder auf, brummend stopfte er seine Pfeife und brummend ging er noch drei bis viermal zum Fenster, um nach dem heimkehrenden Mili Ausschau zu halten. Endlich nahte jemand dem Häuschen — der Jaggi stutzt. „’s sind ihrer zwei“ sagt er. Richtig, eben tritt das Mili in’s Stubli, an der Hand ein kleines, armfelig gekleidetes Mädchen, das seine Habseligkeiten in einem Schnupftuch zusammengebunden trägt.

„Guete Abig, Jaggi!“ grüßt das Mili. — „Guete Abig!“ wiederholt es, „g’hörst heute Abend nichts? Luog, was ich mitbringe. — He, Babeli, gib dem Ma da ’s Händli, aber nicht das da, nicht das wüeste, das scheen Händli, das Schmutzhändli!“ „Was schleipst da mit’r?“ knurrte Jaggi, „Was ist das für nes Gof!“

Ob diesen rauhen Worten fing das Babeli, ein Mädchen von 6—7 Jahren zu brieggen an, erfasste das Mili an der Scheibe und suchte sich hinter ihm zu verstecken. Aber der Jaggi war in einen gelinden Eifer gekommen und fing an aufzubegehren: „Jetzt will ich wissen, wer das Gof ist und was es hier zu tun hat. Ich bi Herr im Hus!“ „Nur nicht so usöd“ entgegnete seine Schwester — ich will dir alles sagen, wenn wir allein sind — aber jetzt brauchst du mir das Kind nicht zu verchlüpfen. Chum Babeli, sitz ab und beit’ ein wenig, ich will jetzt gleich öppis z’Nacht chochen — chum, und briegg jetzt nid!“

Bald dampfte eine kräftige Suppe auf dem Tisch, zu der sich auch der Jaggi gesellte und bei dieser Gelegenheit den neuen Ankömmling gehörig musterte.

Als dem Babeli ein Schlaffämmerlein angewiesen und das Bethli in seiner Stube mit dem Nötigen versehen war, setzte sich das Mili zu seinem Bruder auf’s Ofenbänkli und fing an zu erzählen, wie vor ein paar Wochen die Teresä auf der

Schnabelweid, eine gehörige Schnapsferin plötzlich von drei Kindern weg gestorben sei. Teresis Schwester, die Bäsigothe Chresenz habe sich der armen Tröpflein erbarmt und alle drei zu sich genommen. „Sie rechnete drauf,“ fuhr Mili fort, „ich werde ihr das Aelteste, mein Gottli sicher abnehmen, und heute hat sie nicht aufgehört mit Bitten und Wieden, bis ich „Ja“ sagte.“ Jaggi schwieg, er war nicht einverstanden, doch Mili redete ihm zu: „Luog, Jaggi, ich hab’s gewiß nicht anders machen können und hab’ das arme Gofli mit mir nehmen müssen; das Elend das ich auf der Schnabelweid gesehen habe, hat mir schier das Herz abdrückt. Ich hab’ gedacht,

wir hätten ja genug zum Leben, und vermöchten es schon ein Kind nachenzuschleipfen — meinst nicht auch Jaggi?“ Aber der Jaggi meinte vorläufig nichts und schwieg. Nach einer Weile sagte das Mili: „Jaggi, es ist doch auch ein guets Werk, wenn man ein Kind aufnimmt!“ Jetzt erfolgte Antwort: „Ich ha genuog Wybervolch im Hus“ sagte der alte Buob und wandte seiner Schwester unwillig den Rücken. „Aber Jaggeli!“ bat das Mili, „du mußt doch auch ein Herz haben und dran denken, wie der liebe Heiland selber gesagt hat: Wer eines von diesen Kleinen aufnimmt, der

nimmt mich auf. — Das Kind kann uns zudem einst gute Dienste leisten wen’s größer ist. Auf mich ist auch nicht mehr alles zu gehen, seit dem ich die chäppers Infulenza gehabt habe, — es liegt mir jetzt noch in allen Gliedern.“ Mili seufzte und machte eine Pause. Jaggi benutzte den Anlaß, zu bemerken, was das Mundstück anlange, so schein es damit gar nicht böz zu stehen. Diese unzarte Bemerkung erregte Milis Unwillen, es wurde hizig.

„Meinst du du Schlorp!“ eiferte es, „ich wolle in Zukunft alles mutterseelenallein machen, und dich und’s Bethli umenschleipfen? Nein, bhüetis nein! das verleidet mir jetzt! Entweder oder sage



„He, Babeli, gib dem Ma da s’Händli!“

ich, Jaggi! Entweder, wir nehmen das Gottli an, oder ich laufe davon und komme nicht mehr. — Weißt was!"

Der Jaggi erschraf, daß ihm sein Pfeislein aus dem Munde fiel, so hatte das Mili noch nie geredet. „Miera," sagte er endlich. „Miera, so häß; aber wenn dir einst das Gof über den Kopf wächst, dann hast's. — Miera häß's!"

So kam Miliz Gottli, das Babeli von der Schnabelweid zu den alten Leuten in's Niederhusli und wurde ihnen bald gar grüßeli lieb. Das Mili hatte an ihm, wie man zu sagen pflegt, den Narren gefressen; was das Babeli machte, war alles schön. Der Jaggi machte auch kein so taubes Gesicht mehr, wie am ersten Abend, wenn das Gof in der Stube umengumpete, und das Bethli hörte gleich auf zu hantschen, wenn die Kleine in die Laube hinauf kam und alles zunderobsi machte.

„Gelt, Jaggi," sagte eines Abends das Mili zu seinem Bruder „gelt, jetzt bist du selber froh, daß wir das Babeli im Hause haben, es macht einem doch dickmal Freude." Jaggi schwieg zuerst, dann sagte er: „Mili, 'sist noch nicht aller Tage Abend." „Aber das Gottli ist doch so brav und disig und acherig — auch folget es noch ordentlich, — ich habe einmal keine Angst." „Wer zuletzt lacht, lacht am besten," entgegnete Jaggi, klopfte sein Pfeisfchen aus u. schlorpete seiner Kammer zu. —

Jaggis Worte wollten dem Mili nicht gefallen, aber es tröstete sich mit dem Gedanken: der Jaggi möge nun einmal das Wybervolch nicht leiden, drum schwieg es.

Das Babeli mußte inzwischen die Schule besuchen; es verstand es, sich bei den Lehrerinnen bald beliebt zu machen. Gesund und frisch wuchs die Kleine heran und blüete wie ein Köpfelein, aber nicht nur die Knospen fingen an, sich zu zeigen, auch die Dörnlein kamen zum Vorschein.

Eines Abends rief die Gotte: „Babeli, 'sBethli hantscht. Geh' in die Laube hinauf und luog, was es will." — „Ich gehe schon" entgegnete Babeli, und blieb ruhig sitzen. Das Bethli hantschte immer lauter. „Jetzt gehst," gebot Mili. „Ich mag nicht!" war des Mädchens Antwort. Jetzt wurde Mili heftig. „Was säist, dui dunderzschiefigä Käbel! — Wart ich will dir!" Mili griff nach der Rute hinter dem Spiegel, aber im Nu war das Gottli zur Türe hinaus und versteckte sich im Holzbehälter, die erzürnte Gotte aber steckte die Rute wieder an ihren alten Platz und — das Babeli blieb Siegerin.

Seitdem war das Meitschi immer frecher, immer aufbegehrischer, immer chöpfischer und recht-haberischer. Bald folgte es, wenn es ihm drum war; es arbeitete, wenns ihm beliebte und hängte den alten Leuten 's Maul an, wenn sie ihm christenlehrten und es ermahnten. Endlich wurde es selbst dem Mili zu dick, es klagte dem Jaggi seine Not, aber der Jaggi antwortete: „Miera, ha's g'säid; jetzt hetsches! Selber gemacht, selber g'ha! — Miera."

II.

Als Babeli aus der Schule entlassen war, wurde die Sache noch schlimmer. Es fing an, über alles die Nase zu rümpfen und bei Verweisen das Chöpfli zu machen. Mit dem Bethli verfuhr das Mädchen recht grausam, ließ es dickmal lange hantschen und warten, bis es ihm das Essen brachte, beschwerte sich, wenn es der Kranken bisweilen das Bett machen, oder eine halbe Nacht bei ihr wachen mußte. — Kurz und gut, das Babeli ließ seine Hörnlein füren, je älter es wurde. Die Gotte hatte entsetzlich viel heimlichen Chyb und Verdruß und durfte es niemanden klagen. Machte sie dem Jaggi darüber eine Bemerkung, so sagte dieser: „Miera, bist selber schuld, du Lunni!" Nannte aber der Jaggi seine Schwester ein Lunni, so war es aus mit dem Disput und das Mili schlezte in der Täubi die Türe.

In dieser Lage suchte Mieli endlich Hilfe beim Pfarrer. Der würdige Seelsorger kannte das Babeli bereits aus der Christenlehre und Schule; es war ihm auch nicht entgangen, wie die Gotte das Meitschi verzogen hatte, und oft genug hatte er darüber den Kopf geschüttelt. Als das Mili in den Pfarrhof kam, war der Pfarrer ganz freundlich mit ihm, und hielt geduldig aus, bis dasselbe Bericht erstattet hatte. Endlich kam er zum Worte, nahm vorerst bedächtig eine Prieße und sagte dann langsam und nachdenklich: „Ja, ja, du guots Mili, da ist böß helfen und der Wagen schon z'stark vercharred. Ihr laßt dem Meitschi zu sehr seinen eigenen Willen, drum ist es schier nicht mehr zu regieren. Da hättet ihr früher wehren sollen, ihr guten Leute, jetzt ist es zu spät. Aber eituo gebt die Hoffnung nicht auf, es kann noch öppä alles recht usen cho. Am besten wäre es schon, das Mädchen käme bei euch fort zu braven Bauerleuten, wo es brav zu werchen und zu schaffen hätte und ein bischen in die Finger genommen würde. Hat's Babeli

noch nie mit dem Fortlaufen gedroht!“ „D jegerzli, Herr Pfarrer,“ eiferte das Mili, „schon tusigmal hat's den Kopf aufgriehrt und gedroht, es laufe sicher und bestimmt davon. Es müsse bei uns allen Dreck machen und habe nicht's z' Lohn, als das elend Gwändli, das es am Leibe trage und ein paar alte Tschöpen und Röcke vom Bethli.“ „Gut, gut!“ unterbrach der Pfarrer den Redestrom, „schon gut! Los Mili, wenn das Babeli wieder einmal choldert und aufbegehrt — sei fryns und sage ihm, es solle in Gottes Namen gehen — du wollest ihm sogar als Gotte für einen guten Posten sorgen. Es gibt schon noch Leute, die das Mädchen zu sich nehmen und bei denen es noch öppis verdienen könnte. Wie wär's, wenn du mit der Ruchacherfrau reden würdest? Das ist eine chärsche, gradusige, eine die nicht so leicht verchlüpft, zwar öppe hie und da es Bizli räz und kurz abundä. Der Mann ist auch einer, der sich nicht auf den Zähnen dengeln läßt und kurzen Prozeß macht, wenn's nicht rücken will. Das sind grundbrave Leute, die Ruchacherleute, tiefreligiös. Zu diesen Leuten sollte man das Babeli tun können, die würden vor ihm nicht erschlüpfen und es schon in die Finger nehmen, wenns nicht hotten wolle. — Mili, du bist ja mit der Frau auf'm Ruchacher bekannt, wie wär's, wenn du mit ihr reden würdest — was meinst!“ „Gott sei Lob und Dank“ rief das Mili freudig aus, „ja ja, Herr Pfarrer, ihr habt recht, völlig recht; ihr habt's getroffen! Ja, bei den Leuten wäre das Gottli versorgt an Leib und Seele. Ich kenne die Ruchacherfrau grüseli gut und ich weiß, daß sie mir keinen Dienst ab ist. — Ich will heute noch zu ihr gehen und mit ihr reden. — So kann's nicht mehr weiter gehen bei uns daheim. Ich halt's nicht mehr länger aus und 's Bethli das arme Tschöpli, muß schier z' Grund gehen. Der Jaggi, der sonst ein guter Tscholi ist — —“ „Hast ganz recht Mili!“ fuhr jetzt der Pfarrer dazwischen, „wir können dann noch ein anderemal darüber reden. Ich sollte noch zum Grundbirrä=Seppi, es wolle morgens d' Andacht machen; da will ich es heut Abend noch beicht-hören.“ „Jegers, Jegers! Herr Pfarrer!“ jammerte das Mili, „jetzt hab' ich euch aufgehalten! Verziehd si Herr Pfarrer!“

Der Herr Pfarrer lächelte und tat dem Mili freundlich die Türe auf und sagte noch, es solle acht geben die Stiege hinab, es fange schon an zu dunkeln. So kam das Mili aus dem Pfarrhof, es wußte schier nicht wie und

war voll Freude über den guten Rat, den es erhalten hatte.

Schon am nächsten Tage ging das Mili in den Ruchacher hinauf und redete mit der Frau. Diese wollte zuerst von der Sache nichts wissen, und auch der Mann sträubte sich dagegen, — aber das Mili ließ nicht nach mit Bitten und Reden, bis die beiden einwilligten. Der Mann gab aber den guten Rat, die Sache so einzurichten, daß das Babeli nichts merke. Unter der Hand solle ihm das rote Ehlari zugeschickt werden und das müsse das Meitschi aufweisen, bei den Niederhuseli Leuten davonzugehen und als Magd zu dienen, es, das rote Ehlari, wisse ihm schon einen Posten u. s. w. Das Babeli werde sicher anbeissen und bei nächster Gelegenheit von den alten Leuten wegzukommen suchen.

Die Wirkung dieses Planes blieb nicht lange aus. Als ein paar Tage nach dieser Unterredung das Babeli mit der jungen Rake umengohlte und gäimelte und dazwischen die Milch in der Pfaune überlaufen ließ, da beehrte das Mili auf, wie es sich gehörte. Aber das Babeli erstellte sich und meinte, so lasse es sich nicht mehr hunden. Lieber packe es heute noch zusammen und laufe davon. Unterkunft werde es schon finden, es seien ihm genug hübsche Plätze angetragen, es brauche nur auszulesen. Hier sei es doch des Lebens nicht sicher vor der bösen Gotte, die eister nur schimpfe und aufbegehre; der Jaggi mache auch ein Gesicht, als ob er ihn's fressen wollte und das Bethli bautsche den ganzen Tag und man sollte ihm immer die Hände unter d' Füez legen. Die Gotte schwieg auf solche Anschuldigungen auch nicht und so setzte es ein Ungewitter ab, wie die Leute im Niederhusli noch keines erlebt hatten.

Am andern Morgen verabschiedete sich das Babeli von seiner Gotte, der doch schier das Herz brechen wollte, daß sie ihr Gottli verlieren mußte. Auch dem Babeli war es ganz anders zu Mute, als gestern und es weinte bitterlich, denn es sah wohl ein, daß die Leute im Niederhusli es gut mit ihm gemeint hatten. Vom Bethli in der Laube oben hatte es bereits Abschied genommen und es um Verzeihung gebeten, dem Jaggi auf dem Ofenbänkli gab es schluchzend die Hand und sagte: „B'hüet Gott!“ Das Mili aber gab seinem Gottli noch das Geleit über die Stiege hinab und drückte ihm, als sie am Holzhüttli vorbei gekommen waren, zwei Fünfliber in d'Hand und sagte zu ihm, es solle doch recht brav bleiben

und wieder zu ihnen cho, wenn es ihm nicht gut gehen sollte bei fremden Leuten.

Als Mili wieder in's Stubeli zurückgekehrt war, setzte es sich an den Tisch und schrieb einen Brief an die Bäsigothe, des Hansiveris Chresenz in der Schnabelweid.

Liebe Bäsigothe!

Ich hab Euch noch immer Aufs Neujahr geschriben seitdem ich mein Gottli abholte, Wie es uns geh, aber jetz will ich nicht bis Neujahr warten und euch heute scho schreiben, das Babeli ist druz und dervo. Es hat es nimmä gäben Wollen mit dem räbel und ist nun bi der Ruchacher frauw Mägdli. Ich wollte zu euch Hindern kommen zu Berichten aber der Jaggi ist allemal vertaibet wenn ich fortgehe und das Bethli kann ich nicht allein lassen, ich Wil euch später wieder Berichten wie es dem Gottli geht wen es nur bliebig ist und nicht schon in der Ersten Wuche davongehet. Wil schliesen Mit freundlichen Grufz —

Euere Bäsigothe Mili.

Während die Gotte im Schweife ihres Angesichtes den Brief an des Hansiveris Chresenz aufsetzte, ging das Babeli von der Schnabelweid seinem neuen Bestimmungsorte zu. Es preffierte ihm gar nicht, bisweilen blieb es stehen, als ob es Muggen hätte, wieder umzukehren. Das Meitschi fing an einzusehen, welch ein Herrenleben es eigentlich bei den alten Leuten geführt habe und daß es aus dem Regen in die Traufe kommen könnte, aber sein Stölzlein ließ es nicht zu, daß es zurückkehrte und die alten Leute um Verzeihung bat. „Nein, h'hüetis Gott,“ sagte es „daß ich je wieder am Niederhusli aklopse, lieber will ich auf der Gasse sterben, als vor ihnen aufknieen. Nein, nein!“ Und nun fing das Babeli zu eilen und schier zu laufen an, als ob der Vandjäger hinter ihm herkäme.

III.

Gegen Mittag erreichte das Babeli den Ruchacher. Die Frau stand auf dem Vorläubli, beide Arme in die Seite gestemmt und fragte das Babeli, ob es müde sei. „B'hüetis nei“ antwortete Babeli und gab der Frau die Hand. Nachdem die Ruchacherin das Mädchen vom Kopfe bis zu den Füßen tüchtig gemustert hatte, sagte sie: „Komm einstweilen in die Stube inen, der Vater und der Buob sind noch am Hagen, sie werden bald da sein.“

Beim Mittagessen, das bald drauf eingenommen wurde, war die ganze Haushaltung beisammen, der Bauer und seine Frau, zwei Buben, Meinrad hieß der Ältere, der Jüngere Hansi. Meitschi hatten sie keins, die Hausfrau unterstützte eine Magd, das Franzi.

Vor dem Essen betete der Vater das Tischgebet, Kinder und Dienstboten beteten andächtig mit und nahmen bescheiden Platz, so war es Brauch und Ordnung auf'm Ruchacher. Geredet wurde über Tisch wenig, aber tüchtig gegessen. Nach Tisch wurde wieder gebetet. Dann zeigte die Hausfrau dem Babeli das Haus und führte es überall herum, wies ihm auch die Laube an, wo es mit der andern Magd schlafen sollte, dann führte sie das Mädchen in den Gaden hinüber, zu den Hühnern und Sauställen und unterrichtete es in allem, was es inskünftig zu tun habe. Z'Abig gab's Kaffe mit Brod, zum Nachessen eine kräftige Mehlsuppe, gefottene Erdäpfel und Käs, sodann wurde gemeinsam der Rosenkranz gebetet und rechtzeitig zu Bett gegangen.

Am andern Morgen kam das Babeli, wie es im Niederhusli gewohnt war, gegen 7 Uhr aus der Laube herab. Die Ruchacherin aber stand schon auf dem untersten Stiegentritt und sagte, sie habe ihm gestern zu sagen vergessen, daß es hier im Hause Brauch sei, gleich nach dem Betläuten aufzustehen. Als sich das Babeli damit entschuldigen wollte, es sei halt von Niemanden geweckt worden, da sagte die Frau kurzweg: „bei uns wecken Spys und Lohn!“

Nun gings an die Arbeit, aber dabei wurde nicht gelyret und gedampet. Die Hausfrau war überall selber voran und scheute sich nicht, tüchtig einzugreifen. Da mußte Babeli mithalten, so daß das Mägdlein am Abend gehörig müde war und ihm während des Abendrosenkranzes die Augendeckel nicht mehr offen bleiben wollten.

Während am Morgen das Franzi die Stube wischte und Kaffe machte, mußte das Babeli im Gaden arbeiten, die Schweine besorgen, die Hühner füttern und dem Meinrädl helfen, die Milch in's Dorf tragen. War die Morgenarbeit getan, so gings an's Mistanlegen, eine Beschäftigung, an der Babeli wenig Vergnügen fand. Bei schlechtem Wetter gab es allerlei zu flicken und zu puzen, alle Geschirre, Eimer und Melchtern, Brennten und Kessel mußten sauber glänzen. Die Schweine und Hühner durften nicht vernachlässigt werden und die Ruchacherin war

besonders exakt, daß das Gwäsch für die Säue nicht zu kalt und nicht zu warm war.

Je näher der Sommer heranrückte, umso mehr steigerte sich die Arbeit. Die Ruchacheri merkte wohl, daß das Babeli an strenge Arbeit nicht gewohnt war, aber sie zeigte keine Nachsicht, stüpfte und stieß überall, wo die Magd erlahmen wollte, hie und da gab es Verweise und strenge Worte. Das Babeli würgte alle Täubi hinab und wagte nicht, der Bäuerin das Maul anzuhängen, wie es der Gotte Mili getan hatte. Oft seufzte es im Stillen und dachte: o wärest du doch wieder im Niederhüsli. Keinem Menschen durfte es klagen, niemanden hatte Mitleid mit ihm.

Nur Einer war, der sich dem Meitschi gegenüber freundlicher zeigte, als die andern — und das war der Meinrad. Wenn er und Babeli am Morgen mitsammen die Milch in's Dorf trugen, da gab der Buob dem Meitschi manches gute Wort und erzählte hie und da einen Spaß. So kam es, daß das Babeli den Meinräd gar nicht floh, sondern lieber im Gaden arbeitete, als im Hause, lieber mit den Säuen zu tun hatte, als mit dem Küchengeschirr und dem Meinrad lieber begegnete, als der Ruchacherfrau. Dem Meinrad gefiel das Mädchen auch immer besser, es kam ihm Tag für Tag hübscher und gescheider vor — kurz, der gute Buob war im Garn, bevor er es selber wußte. Vater und Mutter merkten von dem nichts und trauten so etwas ihrem Meinräd gar nicht zu.

Aber jemand anders merkte etwas von dem Verhältnis und das war das Franzi, die Obermagd. Auch sie hatte ein Aug auf dem Meinräd geworfen und schwenzelte immer an ihm herum, hofierte und flattierte ihm, wo sie nur konnte. Schon glaubte sie, beim Sohn seines Bauern einen Stein im Brette zu haben, da bemerkte das eifersüchtige Blag, daß ihm eine andere in den Chabis gegangen sei. Jetzt paßte sie auf, wie ein Häftlimacher und suchte auszukundschaften, wo die Zwei zusammen kämen. Merkte sie, daß das Babeli im Gaden war, oder die Säue fütterte, dann war sie schon wild wie eine Katze und warf die Teller und Beckli durcheinander, daß es chlotterte und manches Chacheli dabei zu Schanden ging. Im Heimlichen sann die eifersüchtige Magd darüber nach, wie sie den Beiden das Spiel verderben und sie auseinander bringen könne. Wie kehrte es nun die schlaue Hexe an? Sie machte sich hinter das Babeli

und versuchte ihm weiß wie zu schmeicheln. Wenn sie abends zu Bett gegangen waren, fing es an, allerlei zu plaudern und ließ das Babeli nicht zur Ruhe kommen. „Heut hast du aber wieder einmal geschafft“ sagte sie z. B. „geschaffet, wie usinnig, bimeich. — Seitdem du hier bist, ist doch eine ganz andere Ordnung im Haus — man g'spürts völlig, wie alles besser geht. Du bist aber auch bimeich ein ancheriges Meitschi, ich will dir das grad offen ausen sagen, das hätte ich bimeich nicht hinter dir gesucht.“ „Ach bah!“, sagte das Babeli, „was du ai schwäzest! s'isch dir doch nit ernst.“ „Gwiß bimeich, es ist mir ernst —“ beteuerte Franzi und das Babeli hatte seine stille Freude an diesem wohlfeilen Lob.

Ein anderesmal sagte das Franzi: „Wie steht's Babeli, hast du auch ein rechtes Pöhnli? Du bist ein goldigs Meitli, bimeich, schaffest für Zwei, hoffentlich verdienst du auch einen hübschen Bazen Geld!“ s' Babeli wollte nicht herausrücken, es schämte sich, einzugestehen, wie gering sein Lohn war und das Franzi lachte und bemerkte höhnisch: „Ich an deiner Stelle wollte bimeich nicht vergeben schaffen; was du verdienst, das g'hört dir auch, bimeich. Und dann kannst du eigentlich noch ganz anderes schaffen, als Säue füttern und Mist anlegen. Ein Meitschi von deiner Fasong, das bekäme bimeicher noch einen fürnehmeren Posten. Wenn ich so sauber gewachsen wäre, wie du und so ancherig und so geschulet im Rechnen und Schreiben, bimeich, ich wüßst, was ich täte!“ „Was tätest denn?“ fragte das Babeli neugierig. „He, ich ginge in d'Stadt, da gibt's Lohn und Trinkgelber — und manches saubere Meitschi hat dort einen Mann bekommen, bei dem's versorgt war, zeit-lebens.“ Babeli lachte laut auf. „Was dui nicht schwäzest, Franzi! Das ist dir ja nicht ernst. Hör' auf mit söttigen Narrheiten, meinst dui, dui könnest mich am Narrenseil umensühren? — Warum gehst du nicht selber in d'Stadt, wenn man dort so leicht sein Glück machen kann?“ „Was — ich? Ein so wüster Gräbel? da käme ich schön an. Nein, mein Babeli ein so dummes bin ich nicht, bimeich nicht!“

Im Stillen lachte das Franzi, es wußte genug. Es war nun sicher, das seine Worte gezündet hatten. Bald sah es zu seiner Freude, wie das Babeli anfing, sein Chöppli höher zu tragen, wie es suchte, einen schönern Gang anzunehmen und zu schwänzeln. Bald konnte es auch [bemerken, wie das Mädchen gegen den

Meinrädcl kühler wurde und ihm nicht mehr so eifrig nachstrich. „Es gratet bimeich!“ sagte Franzi zu sich und rieb sich vergnügt die Hände.

IV.

Der Sommer ging vorüber, es wurde Herbst und Spätherbst und die Zeit rückte heran, wo überall im Lande der Markt abgehalten wurde. Der Markt war für Jung und Alt ein Tag der Erholung und des Vergnügens und wenn der Bauer seine Käse gut abgesetzt hatte, so wollte er sich und den Seinigen auch ein Freudeli gönnen. Auch die Leute auf dem Ruchacher hatten ihren Mägden erlaubt, den Markt zu besuchen und der Meinrädcl hatte sich sogar anerbotten, die Beiden zu begleiten.

Es ging bunt her auf dem Dorfplatz, wo Bude an Bude gereiht standen und alles Mögliche feilgeboten wurde. Kindertrumpeten und Trommeln verführten einen Heidenlärm, halbheiserne Juden und andere Verkäufer lockten die Leute an und riefen ihre Waren aus, der Kastanienbrater pries seine faustgroßen und noch kleinern Kastanien und dazwischen ließen Drehorgeln ihre herzerzreifenden und ohrenzerreisenden Melodien ertönen.

Mitten in einem Knäuel von Leuten stand der allbekannte Italiener. Er hatte Rock und Weste weggeworfen, die Ärmel seines rotgestreiften Hemdes zurückgestülpt, sein Hütchen saß keck auf seinem schwarzwolligen Haare und seine Stimme tönte weithin über die Menge: „Holla, he da hellelela! — Herbei ihre Leute — hellelela! Nur Gurasch im Sack! Holla he!“ Gravitätisch entnahm der aus einer offenen Koffer zu seinen Füßen ein Duzend gewöhnliche Briefbogen, ein Duzend Couverte, ein halbes Duzend Bleistifte und dito Federhalter — nebst zwei Stängelein Siegellack und schrie und zählte mit ausgespreizten Fingern: „Holla, meine Herrschaften, holla he la la la. Schöne gute Bleistifte, einse, zweie,



Die Mädchen drängten sich hinzu.

drie, fünfe, sechse, — holla la la! Briefbogen ganze feine, einse, zwei — sechse, sehen zwölfse! holla lala! Siegellack einse, zweie, ho la-la! Kosten in Paris — fünfe Franke! — Kosten in Berlin, viere Franke, kosten in die ganze Schweiz — holla la la — dreie Franke — bei mire aber, nite fünfe Franke, nite viere Franke, nite drei Franke — nure zwei Franke — — — he he — nite zwei Franke — holla — nure — sechze Baze — nure fünfzehne Baze!“ — Schon hatten sich zehn Hände ausgestreckt — und der Mann ließ schmunzelnd das Geld in seine Tasche gleiten. Jetzt folgten schöne Vöffel, gute Vöffel — ganze feine Vöffel — „Kosten in Paris drei

Franke, — bi mire eine ganze Duzend nure zwei Franke — heda — kauf Bauer, Frau bringen, heda — kauf! Nur zweie Franke, — nite zwei Franke — nure fünfze Baze — he da la la la — he!“ Und die Vöffel und die Tabakpfeifen, Hemdentnöpfe, Hosenträger, Tabakdosen, Sackmesser und Scheeren fanden riesigen Absatz. —

Auch die beiden Mädchen drängten sich an den Italiener heran und das Babeli hatte bereits eine goldene Hestgufe und einen Strähl ersteigert, als ihns das Fränzi am Ärmel zupfte und auf einen andern Mann hin-

deutete, der ebenfalls von einem dichten Volks- haufen umringt war und unter lautem Geschrei mit seinen langen Armen in der Luft herum- fuchtete. Franzi und Babeli drängten sich hinzu und nun sahen sie, wie auf einem Tischchen vor dem Manne ein Kästchen und drauf ein sonderbar geformtes Glas stand, das mit einer Schweins- blase zugebunden war. Plötzlich entfuhr dem Babeli ein lauter Schrei, in dem Glase befand sich leibhaftig ein kleiner schwarzer Teufel, der wie besessen in dem Glase auf und nieder fuhr.

„Nur herbei, meine Herrschaften!“ schrie der Mann hinter dem Tische mit gewaltiger Stimme, „nur herbei! Allhier in dem Glase sind zu sehen die drei weltberühmten Teufelchen: Sator, Arepo,

Amor, die drei untrüglich weissagenden Teufel, die sagen jedem die Zukunft voraus, wie sie eigens in einem Briefchen aufgeschrieben steht, das hier aus dem Kästchen zu holen ist. Alles pure Wahrheit und kein Schwindel! Der Brief kostet nur einen Franken! Nur herzugetreten, meine Herrschaften! Holla, he, herbei. Nur einen Franken! —“

Schon hatten eine Anzahl Leute die Hand auf's geheimnisvolle Glas gelegt, wobei auf den Ruf des Mannes jedesmal eines der drei Teufelchen erschien; drauf wurde der Brief aus dem Kästchen geholt und ausgehändigt.

Franzi ließ nicht nach, das Babeli zu stüpfen und zu stoßen, bis dieses ein Fränkli aus seinem Geldsäckeli herausklaubte und den Teufel zitieren ließ. „Holla, Jungfer!“ schrie der Mann, als Babeli zitternd vor Aufregung, seine Hand auf's Glas legte, „ein gutes Zeichen, der Teufel Amor erscheint, bravo!“

Aufgeregt von Angst und Neugierde ergriff Babeli das ihm überreichte Brieflein und machte sich damit hurtig auf die Seite, um es abseits von den Leuten zu lesen. Hastig riß es den Umschlag auf, ein rotes Zettelchen kam zum Vorschein, drauf stand das Verslein:

„O Glück und Heil dem Jüngferlein!

Sein Künst'ger ist gar reich und fein,

Trägt Brille und Zylinderhut,

Und meint's mit hübschen Mädchen gut!“

Franzi war natürlich beim Lesen dabei, es gratulierte nun seiner Freundin, die Krebsrot wurde und blitzschnell mit dem Zettel in den Pumper fuhr. Gottlob, daß es der Meinrädl nicht gesehen hat, dachte das Babeli und zupfte Franzi am Ärmel. „Komm, wir wollen weiter gehen!“ Arm in Arm wanderten die Beiden an den Ständen auf und ab, auf einmal stand der Meinrädl vor ihnen, er hatte die Mädchen im Gedränge verloren und freute sich, sie wieder zu finden.

„Jetzt ist's recht, daß ich euch endlich finde! Habt ihr schon etwas Hübsches gekramet? He, kommt, wir gehen mit einander in den Tellen hinüber, ein Gläschen wird euch nicht schaden, ihr werdet Durst bekommen haben vom Umenschleichen, kommt, ich bezahle.“ Das ließen die Mädchen sich nicht zweimal sagen. Sie folgten der Einladung und bald saßen sie hinter einer Maß Roten und einem Teller voll Krapfen und ließen es sich schmecken. Dem Babeli war es ganz eigen zu Mute, immer griff es nach dem

roten Zettelchen im Pumper und hatte Höllenangst, es zu verlieren. Vor seinen Augen wirbelte und tanzte es von lauter Stadtherren und Mannen in Schnauz und Bart, mit Zylindern auf den Köpfen und Brillen auf den Nasen. Bisweilen schielte es auf den Meinrädl hinüber, der ahnungslos an seiner Seite saß und er kam ihm auf einmal so vierschrötig und bäuerisch vor, daß es unwillkürlich ein wenig von ihm wegrückte. Das Franzi aber gigelte und lachte in einemsfort und setzte dem Wein tüchtig zu. Als in der obern Stube die Geigen und Klarinetten zu klingen begannen, da hatte es keine Ruhe mehr und es flattierte dem Meinrädl, bis er den Tisch verließ und mit den Mädchen den Tanzsaal aufsuchte. Das schlaue Franzi ließ den Meinrädl nicht von der Hand und bald walzten die Beiden lustig im Kreise herum, während das Babeli ganz verwirrt in einer Ecke stand.

Beim nächsten Tanz kam nun freilich Babeli an die Reihe, aber es war ihm auf einmal, als hätte es Blei in den Beinen, so schwer wurde ihm das Tanzen und der Bauernsohn wurde ihm zum Eckel, seit lauter Stadtherren in seinem Köpfschen steckten und lauter Männer in Frack und Kravatte es im Geiste umgaukelten. Der Meinrädl selber schien etwas von Babelis Abneigung zu merken, er hielt es aber mehr für Würdigkeit und um seine Geliebte zu schonen, drang er auf baldige Heimkehr.

Tag und Nacht beschäftigte sich seitdem Babeli in Gedanken mit seiner erhaltenen Prophezeiung. In den Träumen der Nacht umgaukelten es die Bilder einer holdseligen Zukunft, wundervolle Paläste tauchten vor ihm auf, vernehme Herren bewarben sich um seine Gunst, es saß an reicher Tafel und fuhr vierspännig durch die Straßen der Stadt. Wenn das Mädchen erwachte, da waren all' die goldenen Träume rasch verschwunden und die Wirklichkeit stand in trauriger Gestalt vor ihm. Wie erniedrigend kamen ihm nun die Arbeiten im Stalle, das Füttern der Säue vor, seitdem es seine glückliche Zukunft verbürgt im Pumper trug. Das mußte anders werden.

Wieder wurde Franzi in's Einvernehmen gezogen. Dieses kannte eine Frau, die den Dienstmägden Stellen vermittelte und in der Stadt und auf dem Lande bekannt war und wieder ihre Helfeshelferinnen hatte. — Zu dieser Frau sollte Babeli eines Sonntags gehen und mit ihr reden.

Gesagt, getan. Das Babeli ging und kam überglücklich heim. Die Frau hatte versprochen,

ihm einen vornehmen Posten in der Stadt zu vermitteln. Eine bestimmte Zusage ließ auch nicht lange auf sich warten.

Jetzt war Babeli Hans oben im Korb. Es suchte nur eine Gelegenheit, der Ruchacherfrau den Dienst zu kündigen, diese fand sich bald. Da das Meitschi in seinen Träumereien vieles vernachlässigte, alles nur hurschig und oberflächlich zu tun begann, so konnte die Hausfrau nicht schweigend zusehen. Es gab Verweise und Vorwürfe, das Babeli blieb die Antwort nicht schuldig, hatte immer eine Ausrede und fing an, gegen die Hausfrau zu schnauzen und zu schnerzen, sagte, sie sei ein Miedisack und man könne ihr nichts z'lieb machen.

Als eines Tages unter den Masttschweinen eine Krankheit ausbrach und der Vieharzt geholt werden mußte, da erklärte dieser, es fehle an der richtigen Pflege und die Dienstmagd trage an allem die Schuld. Jetzt wurde die Ruchacherfrau usöd, gab dem Babeli einen tüchtigen Kofelantis und s' Babeli warf den Kopf auf und kündigte auf Maiabend den Dienst.

V.

Das Franzi hatte eine närrische Freude, als es sah, wie alles ganz nach seinem Wunsche ging. Der Meinrad ließ den Kopf hängen und wollte sich schier hinterzinnen, als er Babelis immer mehr zunehmende Kälte wahrnahm, — das Meitschi war ihm halt doch in's Herz gewachsen.

Als Mili vernahm, daß sein Gottli der Ruchacherin gekündigt habe, war es natürlich gar nicht zufrieden damit, es meinte, ein paar Jährli hätt's es doch sollen aushalten können. Als ihm Babeli gar berichtete, wie es z' Maiabend in die Stadt gehe, um bei einem reichen Herrn als Haushälterin einzutreten und wie es dort weiß wie viel Lohn erhalte, — da war die gute Gotte absolut nicht zufrieden, schüttelte bedenklich ihr graues Haupt und sagte: „Gottli, Gottli! paß auf, daß du nicht in's Chesi gehst! Du könntest mir bald gnug Stadt und Städtler bekommen!“

Der Tag, an dem Babeli den Ruchacher verlassen und seinen langersehnten Einzug in die Stadt halten sollte, war erschienen. Das blauangestrichene Holzkästli, in dem es seine Siebensachen zusammen gepackt hatte, stand im Hausgang und der Meinrad war eben daran, es auf sein Traggabeli zu laden und festzubinden, denn

er hatte dem Meitschi versprochen, ihm den Hausrat an die Schifflande zu tragen.

Babeli fuhr mit dem Scheibenzipfel über die Augen, als es dem Ruchacherbauer und seiner Frau die Hand zum Abschied reichte. Auch dem Franzi und dem jungen Hansi sagte es Ade und machte sich schluchzend auf den Weg.

Bange schritten Meinrad und Babeli schweigend nebeneinander einher, beiden war's nicht grad wohl um's Herz, endlich machte der Jüngling seinem Schmerze Luft. „Babeli!“ sagte er, — „wenns dir in der Stadt nicht mehr g'fallen sollte — besinn dich nicht lange, — komm dann wieder zu uns.“ „Nei, b'hüetis nei!“ war Babelis schmerzige Antwort. „Da muß ich mich nicht lang b'jinnen, wenn's einst zu dem kommen sollte. Lieber wollte ich auf der Straß ußen sterben, als bei Bauern um Aufnahme betteln, — ich hab' jetzt Bauern gnug bis an's Halzzipfli usen! — Nei, b'hüetis nei!“ Solche Rede tat dem guten Meinrädl weh. Er schwieg eine zeitlang und würgte jede bittere Bemerkung hinab.

Nach einer Weile nahm er den Faden des Gespräches wieder auf. „'S ist in den Städten auch nicht alles Gold, was glänzt“ sagte er „und manches brave Meitschi hat's erfahren, — aber zu spät.“ „Für mich brauchst du gar keine Sorge zu haben, Meinrädl,“ entgegnete Babeli. „Ich hab' auch Augen und lasse mich nicht so g'schwind versackuhren, b'hüetis nei. Sorg' du nur für dich selber.“ Diese Bemerkung gab dem braven Burschen einen Stich in's Herz, er entgegnete mit zitternder Stimme; „Luog, Babeli, da bist im Unrecht! Ich habe dir gewiß niemals etwas zu Leid getan, im Gegenteil, für dich hätte ich das Herz aus dem Leibe herausgegeben — und jetzt lachst du mich noch aus, das tut mir weh.“ „Undank ist halt der Welt Lohn,“ bemerkte Babeli spöttisch. — Meinrad entgegnete nichts auf diesen Spott, er war froh, daß die Beiden am Ziele angelangt waren.

Schweigend stellte er sein Traggabeli auf den Boden, löste die Schnüre, womit das Kästli festgebunden war und trug dieses auf die Schifflande hinaus. Dann reichte er dem Babeli die Hand und sagte: „Ich bleibe bei dem, was ich gesagt habe, — komme wieder gesund und glücklich zu uns, wenn dir die Stadt verleidet ist.“

„Ich danke für den guten Rat!“ antwortete Babeli schnippisch und bestieg das Schiff. —

Ein Vierteljahr war vergangen, seither hatten weder die Gotte noch die Leute auf dem Ruchacher

etwas von Babeli gehört. Endlich erhielt das Mili einen Brief, worin das Gottli seiner Gotte berichtete, wie glücklich es in der Stadt angekommen und gleich am Schiffe von einem sehr vornehmen Herrn abgeholt worden sei. Von ihm sei es gleich in ein prächtiges und mächtig großes Haus geführt worden, es habe schier nicht abtrampen dürfen, als es da hinein gekommen sei, denn der Boden sei überall mit schönen blumigen Lämpen überdeckt gewesen. Der Herr habe ihm ihm gleich sein Zimmer gezeigt, es sei sogar eines von den obersten im Haus und viel schöner, als die Laube auf'm Ruchacher, — freilich nicht ganz so groß. Drauf habe der Herr gleich eine Schneiderin kommen lassen, die habe ihm ein ganz neues Kleid anmessen müssen, den sein Gewand, das es trage, passe nicht in die Stadt, habe der Herr gesagt. Die Rechnung habe es einstweilen selber bezahlen müssen, — die Kleider seien in der Stadt gar erschrecklich teuer, es habe schier den ganzen Lohn dran geben müssen, den es im Ruchacher zusammen gespart habe. — Der Herr habe ihm auch angedeutet, es müsse andere Schuhe zuziehen tun, diejenigen, die es an habe, seien zu schwer und zu stark genagelt, es dürfe nicht so trampen, wenn es die Stiege auf und ab laufe. Arbeit gebe es in der Stadt allweg andere, als auf'm Ruchacher und das Frühaufstehen sei gar nicht vornehm.

Der Herr sei apparti ein gebildeter und uvernüftig ein guter gegen ihn's. Am Morgen um Neuni umen müsse es ihm 's Kaffe bringen, aber nicht untereinander gemacht, wie derheimen, das sei nicht vornehm. Wenn er fort gehe, müsse es ihm helfen den Frack anlegen. Er bleibe oft den ganzen Tag fort und esse selten zu Hause, aber es müsse immer aufbleiben bis er abends heimkomme — und da werde es oft spät, denn das Spätheimkommen sei vornehm. Es, das Babeli habe seinem Herrn auch schon von ihm,

dem Mili, seiner Gotte erzählt, und der Herr habe gesagt, es solle die gute Gotte sie doch einmal besuchen, sie seien leicht zu finden, nicht weit hinter der Kirche, bloß ein halbes Stündchen davon entfernt. Sie müsse unfehlbar ein oder zwei Tage bei ihnen bleiben.

Das Mili las dem Jaggi den ganzen Brief vor, der Jaggi aber lachte und sagte: „Miera, mich kann's nicht versackuhren! Glaub dui ihm, wenn d' Lust hast, miera!“ „Mich erwischt es auch nicht“ beteuerte s' Mili — „von dem laß ich mich ämel nicht am Narrenseil umen führen, nein — b'hüetis Gott! — da kommt's an's Läge anen. Meinst du Jaggi, ich glaube, daß es ihm ernst sei mit der Einladung? — Aber wart, ich will es sehen, das Häreblag, u. luogen, was es dazu sagt. Ich schreibe ihm, daß mich die Einladung mächtig freue und daß ich nächste Woche ein paar Tage zu ihnen komme. Kannst dann luogen, wie lieb ich ihnen bin!“ Der Jaggi lachte und sagte: „Miera!“



Wenn er fortgehe, müsse es ihm helfen den Frack anlegen.

zum andern und drittenmal, aber es mußte oft Monate lang auf eine Antwort warten; das machte ihm je länger um so mehr Kummer und Herzeleid. Es suchte daher Trost bei seiner Bäsigtotte, des Hansiveris Chresenz, der es schrieb: Liebi Chresänz!

Verzei das ich so lang gezegert dir zu Schreiben, das Babeli hat mir endlich Auch geschriben zwei Brief hinder einander. im erste Brief war alls Liebs und Guots hung und Zuckervasser und hatte es ein geschiß und tun, wie einen hibschen und Reichen her es habe Und hat mir auch geschriben wie es im von mir der Gotte erzählt habe und habe der her

auch Eingeladen auf Besuch zu kommen zu ihnen. Da hab ich dem Babeli geschrieben, ich komme — Aber ohä Schilteli hat das Babi nit lang gewartet mir Abzuwinken, es schreibt mir daß ich es grad mit Händen greifen konnte, das es ihm nicht Ernst war. Das erst Mal hat es gesagt es sei nur ein halb Stund biß zu ihm und jetzt sagt es schon eine Stund. Ich dachte bhüet Gott Babeli du chaist mir a d'Kilbi cho, wen Chrapfen nachen nimmst. So habe der Mut verloren gegen ihm. Ich weiß gar nicht was für ein Ausgleit es mit dem Babeli nimmt. Es thut ein Bisl mich am narrenseil umen führen, da schreibt es fast immer, es wolle heiraten mit dem alten Filz ich glaube schon es thät, aber er thuet es nur aufstehlen. Als es zu ihm gekommen ist im Anfang hat er schon gesagt, er wolle heiraten und hat ihm goldige Geschenke gemacht; — mich verwundert das es nicht ins Unglück gekommen. Es hat so dumm geschrieben das ich gedacht es sollte doch nicht solche Gespäß machen, — der Jaggi ist auch nicht zweg, er churchled eister meh und dem Bethli gad es sich nid egadra es hat wieder die Infalenza und der Dokter meint es kenne demmal bees gehen. Läß wohl liebe Cresänz es grüßt dich tausigmal deine Bäsli Mili.

VI.

Was das Mili von seiner franken Schwester Bethli berichtet hatte, ging schneller in Erfüllung, als es selber gedacht haben mochte. Der liebe Gott hatte Erbarmen mit dem armen Geschöpflein und nahm es nach ein paar Tagen zu sich in den Himmel. Der Jaggi tat nicht viel dergleichen, dem Mili aber, das am meisten Mühe und Sorgen mit der Kranken gehabt hatte, ging der Tod seiner Schwester sehr zu Herzen. Sogleich ließ es auch dem Babeli berichten, daß das Bethli gestorben sei, daß das Gottli zur Beerdigung komme, daran dachte es nicht.

Als Bethlis Leib in die kühle Erde gesenkt war und die leidtragenden Verwandten in der Kirche dem Trauergottesdienste beiwohnten, da kam das Babeli zur kleinen Kirchentüre herein, gerade noch früh genug, um am Leidopfer teilnehmen zu können, — aber da hätte einer sehen sollen, wie die Leute alle die Köpfe zusammen steckten und die Hälse reckten, als mitten unter den Leidtragenden, wie eine Aegerste unter Krähen, eine fremde Dame einher wandelte in rosenfarbigem Kleide und hellgrauem Jaquet, ein schwarzes Trauerband am linken Arm. Auf dem kleinen Hütchen flitete ein mächtig großer Federbusch, ein schwarzer Schleier verhüllte das Antlitz.



Der Jaggi war ganz steif vor Schrecken.

Die Ellbogen setzten sich in Bewegung, ein Zischeln und Rispeln ging durch die Reihen, ein scharfes Auge hatte die Fremde erkannt u. „s' Babeli isch es“ gings von Mund zu Ohr, „s' Babeli von der Schnabelweide!“

Nach dem Gottesdienste machte Babeli oder Fräulein Babet, wie es sich lieber nennen hörte, Besuche bei verschiedenen Bekannten und Verwandten; am Nachmittag ging es auch in's Niederhuzli, um dem Jaggi und Mili zu kandalieren, wie es sagte.

Die beiden alten Leute saßen eben am Tische bei einer Schüssel voll geschwellter Herdäpfel, als plötzlich die Türe aufging und Fräulein Babet in der Stube erschien.

Der Jaggi war ganz steif vor Schrecken, als er das Babeli erblickte, — er habe gemeint, sagte er später, ein Maschgerad oder ein Hanseli komme zur Türe herein.

„Guten Tag!“ sagte Babeli in zartem weichem Ton, während die Gotte voll Verwunderung die Hände über dem Kopfe zusammenschlug und ausrief: „Rei, luog mer ai, s' Babeli! I hätt' di bald nimmä kennt!“ Inzwischen hatte sich auch der Jaggi erhoben und streckte dem Dämchen seine schwielige Hand entgegen, nachdem er sie noch zuvor an seinen Hosentaschen abgeputzt

hatte. „Wie geht's?“ wagte jetzt das Mili zu fragen, „bist g'sund und z'weg?“ „Danke schön, danke schön,“ entgegnete Babeli, „und wie geht's bi euch?“ Die Gotte überhörte Babelis Worte, starrte aber erschrocken in's Gesicht ihres Gottli und rief: „Aber, mein Gott! wie hast du bleichet, Babeli und gemageret!“ „Ja, das bringt so das Leben in der Stadt mit sich,“ entschuldigte sich Babeli, „rote Backen und volle Gesichter sind auch gar nicht vornehm.“ —

„Hock ä chly!“ sagte Jaggi und nahm seinen Platz auf dem Ofenbänkli wieder ein. „Hescht Hunger?“ „Danke sehr, habe eben zu Mittag gespeist.“ „Nes Beckeli Raffi mußt du aber jetzt doch nehmen,“ drängte s'Mili — „ich tu's nid anders. — Jaggi, — zell' du öppis mit dem Babeli.“ — Babeli wollte Einspruch erheben, aber die Gotte war schon zur Türe hinaus und handierte in der Küche herum und Jaggi blies mächtige Rauchwolken aus seinem Pfeischen.

Eine Zeitlang war's mäusehenstill im Stubeli, — endlich kam der Jaggi wieder auf den frühern Gedanken vom Hungerhaben zurück und bemerkte dem Babeli. — „Gelt, in der Stadt gibt's wenig z'essen?“ „D, doch, die Leute nähren sich gut!“ — Wieder entstand eine Pause. — Jetzt philosophierte der Jaggi weiter, indem er geräuschvoll ausspuckte. — „Ich wett lieber, gnug z'Esse, als hibtschi Chläider!“ — Babeli wurde verlegen. Unbarmherzig fuhr der Jaggi fort: „Laufen die Leute in der Stadt s'ganze Jahr i sottige Chläidere umä — Babeli, oder nur in dr Fasnacht?“ „Sich so zu kleiden, ist in der Stadt Mode — das ist vornehm“ erwiderte das Fräulein und Jaggi entgegnete nur: „Jä so, vornehm! Miera!“ —

Als die Gotte das Kaffe angerichtet und dem Babeli aufgestellt hatte, wollte es lange nicht zugreifen. „Bei uns in der Stadt“ entschuldigte es sich, „da ist man halt nicht so viel, wie auf dem Lande, das ist nicht vornehm! Mein Herr speist übrigens zu Mittag und z'Nacht im Hotel, ich muß ihm nur alle Morgen um 9 Uhr Kaffe servieren. — Milch und Butter sind freilich nicht so gut, wie hier zu Lande, die Bröddchen sind viel kleiner, aber auch viel wohlgeschmeckender.“ Jaggi murrte, er war kein Freund von kleinen Bröddchen, — Mili wurde aufmerksamer. „Wie steht es aber mit deiner Kost, Gottli?“ sagte es, „wenn der Herr schier nie deheimen ist? Aus was lebst denn du?“ —

Babeli schwieg etwas beschämt, die Fragen der alten Leute fingen an, ihm unbequem zu werden,

aber die Gotte fuhr unbarmherzig zu fragen fort. „Sag' es mir, Gottli, mußt du nicht oft Hunger haben — luog, ich fürcht' es fast!“ Babeli wurde über und über rot. „Du armer Tropf!“ rief Mili voll Mitleid aus, „was machst du den mit dem schönen, großen Lohn, von dem du mir geschrieben hast?“ Das Gottli zuckte zusammen, endlich sagte es verlegen: „Die Kleider kosten mich halt viel Geld — und — der Herr — zahlt nicht immer so genau. — Er macht mir immer Hoffnung aufs Heiraten, — oder auf ein Testament.“ Weiter konnte Babetli nicht sprechen, Schluchzen erstickte seine Stimme.

Jetzt konnte sich die Gotte auch nicht mehr halten, die hellen Tränen liefen ihr über die Backen herab: „Ich pfeife dir aufs Testament!“ rief sie im Eifer „und aufs Heiraten! Gang mehr weg! Der Fözel hält dich zum Besten. Babeli, Babeli paß' mer auf, wie du da heraus kommst! Paß mer auf, Babeli, sonst bist verloren!“

Babeli hatte sich aber bereits wieder gefaßt. Es schämte sich, so offenherzig gewesen zu sein und den alten Leuten seine Not geklagt zu haben. Schnippisch gab es zur Antwort: „Ich danke für den guten Rat. Ich muß den' bald weiter, denn ich habe noch mehrere Besuche zu machen und darf das Schiff nicht verfehlen. Ade, Gotte!“ Bevor Mili zum Wort kam, war die Mamsell Babette schon draußen vor der Türe und eilte davon, als ob es hinter ihr brenne. Die beiden alten Leute schauten dem Babeli noch einige Augenblicke nach, das Mili fuhr mit dem Scheibenzipfel über die Augen und jauselte: „Du arms Gottli!“ — Der Jaggi aber drehte sich langsam um, schlorpete zum Ofenbänkli und brummte für sich: „Miera!“

Seit dem Besuche im Niederhüsli hörte der Briefwechsel zwischen der Gotte und dem Fräulein Babette gänzlich auf. Im Dorfe selber, wo das Babeli einige Zeit das Tagesgespräch gebildet hatte, redete man nichts mehr von ihm, auch auf dem Ruchacher schien sein Andenken ganz erloschen zu sein und doch lebte sein Bild noch fort in einem treuen Herzen, im Herzen des jungen Meinrad.

Das Franzi, das nach dem Weggange der Nebenbuhlerin sein Ziel sicher zu erreichen glaubte, hatte sich gehörig trompiert. Es konnte dem Meinrädl flattieren, so viel es wollte, alles half nichts; es konnte über das Babeli schimpfen, so viel aus seinem faulen Maul heraus mochte, man nahm davon keine Notiz. Endlich sah sich

der böse Rätſch überwunden, Franzi kündete auf Allerheiligen und jedermann ſah es gerne von dannen ziehen.

Babeli hatte indessen den Glauben an das Glück ſeiner Zukunft noch nicht aufgegeben. Noch immer trug es das rote Zettelchen, das es einſt auf dem Markte gekauft hatte, bei ſich, noch immer betete es ſeinen Herrn an, obwohl derſelbe gegen ihn immer kälter, immer gleichgültiger wurde.

Einſt wagte es das arme Mädchen, ihn ſchüchtern daran zu erinnern, waſ er ihm vom Heiraten geſagt hatte und wie es endlich doch einmal an der Zeit wäre, ſein Verſprechen zu halten. Poß tauſend, wie der ſaubere Herr plötzlich auffuhr und das arme Babeli wütend anſchnauzte und ſchrie, waſ ihm doch in den Sinn komme, ihm, einem hergelaufenem Bettelmensch. Es ſolle ſich packen! Es könne gehen, wann es wolle, er habe mit ihm nichts zu ſchaffen, — es verdiene das Eſſen und die Kleider nicht und waſ er ihm geſchenkt habe.

Babeli fuhr zuſammen. Zu Tod erſchrocken fiel es vor dem harten Manne nieder, bat ihn um Verzeihung, flehte und weinte und verſprach, alles zu dulden, wenn er nur wieder gut ſein, ſich ſeiner erbarmen, es nicht verstoßen wolle. Mit tränengefüllten flehenden Augen ſchaute es ihn an, den es einſt vergöttert hatte, vor dem es jetzt erſchauderte, — aber es wagte nicht auszusprechen, — nicht zu geſtehen, — daß der Herzloſe nicht nur ſeiner, ſondern auch eines anderen Geſchöpfes ſich erbarmen ſolle. — — — Der noble Herr ſehrte ſeinem Opfer den Rücken, griff zu Frack und Zylinder und verließ das Haus.

Babeli durchwachte die halbe Nacht, ein unneuhbares Weh zermartete ſein Herz, — es warf ſich angekleidet auf das Bett und verbarg ſein Geſicht in die Kiſſen. — Mitternacht war vorüber, noch war der Hausherr nicht zurückgekehrt. — Gegen Morgen traf er ein, aufgereggt, mit wilden, herausfordernden Blicken. Er wich

Babeli, das ihm entgegen ging, aus und ſchloß ſich in ſein Zimmer ein. Babeli lauſchte und hörte wie die Schlüſſel rasselten, wie die Schränke aufgeriſſen und wieder zugeshlagen wurden. Dann wurde wieder alles ſtille.

Babeli hatte ſeit geſtern nichts geſeſſen, hungrig und todesmüde ſetzte es ſich aufs Kanappe — und ſchlummerte ein.

Es war ſchon heller Tag, als Babeli erwachte, — leiſe ſchlich es nach dem Schlafzimmer ſeines Herrn, lange lauſchte es an der Türe — alles ſtill. — Mit klopfendem Herzen ſchlich es weiter — zum Arbeitszimmer, legte die Hand auf die Türſelle, ſie gab nach — aber niemand war im Zimmer.

Welcher Anblick bot ſich ſeinen erſtaunten Augen. Tiſche und Boden waren mit Schriften und Papieren bedeckt, Kaſten und Schränke ſtanden offen, die Schubladen waren herausgezogen, alles lag drunter und drüber.

Plötzlich tauchten im Geiſte des armen Mädchens Andeutungen und Gerüchte auf, die es in letzter Zeit hier und dort gehört, denen es aber keine Bedeutung beigelegt hatte. Plötzlich erinnerte ſich Babeli auch, wie eine Freundin es ihm geſagt hatte, man ſei einem rieſigen Betrug auf der Spur und auch es ſei dabei beteiligt. Damals

hatte Babeli ſolche Reden

für Spaß angeſehen und darüber gelacht, jetzt durchzuckte ein jäher Schreck ſeine Glieder — wie, wenn es Wahrheit wäre?!

Plötzlich ertönte die Hauſglocke. Babeli fuhr zuſammen. Schwere Schritte nahten, jetzt wurde die Türe weit aufgeriſſen, ein Poliſiſt ſtand im Zimmer. Ein Schrei des Schreckens gellte durch das Haus, Babeli bedeckte mit beiden Händen ſein Geſicht und brach ohnmächtig zuſammen.

VII.

Als Babeli aus ſeiner Ohnmacht erwachte, ſuchte es lange vergebens, ſich zurecht zu finden. Es lag in einem reinen, aber etwas ärmlichen



Babeli bedeckte mit beiden Händen ſein Geſicht.

Bette, schmucklose Wände starrten es an, auf dem einfachen Tische neben dem Bette standen einige Medizinfläschchen. Ueber das Antlitz des Mädchens neigte sich eine barmherzige Schwester und richtete einige beruhigende, schonende Worte an dasselbe. „Wo bin ich?“ fragte Babeli leise, todesmatt: „Was ist mir begegnet?“ Die kluge Wärtnerin gab ausweichende Antwort, mahnte, daß Babeli sich ruhig verhalte, es werde bald alles erfahren.

Am andern Tage fühlte sich die Kranke schon bedeutend stärker und so wurde ihr mitgeteilt, daß sie nun in einem Spital liege und eine schwere Krankheit durchgemacht habe. Nach und nach vermochte sich Babeli wieder an alles zu erinnern, was es durchgemacht hatte, an das Verschwinden seines Herrn, an das Erscheinen des Polizisten.

Langsam erholte sich die Kranke; da traten eines Tages eine Anzahl von Herren in's Krankenzimmer, einer davon setzte sich an den Tisch und öffnete eine große Mappe und machte sich zum Schreiben bereit. Ein anderer Herr, eine ehrwürdige Erscheinung in weißen Haaren und mit einem mild-freundlichen Antlitz, nahm auf dem Stuhle neben dem Bette Platz und fragte das Mädchen nach seinem Namen, seiner Herkunft und seinem Aufenthalt in der Stadt. Der Mann wurde nicht müde, die verschiedensten Fragen zu stellen, er wollte alles wissen, er erkundigte sich nach seinem Herrn, nach dessen Tun und Treiben, nach dem Lohne, den es erhalten habe u. s. w.

Zimmer mehr dämmerte es in Babelis Seele auf — jetzt war es ihm klar, es befand sich in den Händen der Polizei. Bittere Reue und tiefe Scham kamen über das arme Mädchen — der Mann, der neben ihm saß, empfand herzliches Mitleid mit der armen Kranken, besonders als er hörte, wie Babeli aller Mittel entblößt, eine arme Waise, ohne Unterkunft und ohne Obdach, ohne Hoffnung und ohne Hilfsmittel für die Zukunft sei. Mitleidsvoll reichte er ihm beim Abschied die Hand und drückte ein Goldstück in seine Rechte.

Da Babeli seit langer Zeit den rückständigen Lohn nicht erhalten hatte und außer dem Geld, das ihm der Verhörer geschenkt hatte und außer einem Bündelchen modischer Kleider, nichts, gar nichts besaß, da mußte es den Spital verlassen, bevor es eigentlich hergestellt war. Es suchte bei guten Leuten Unterkunft, aber niemand

wollte das arme Mädchen länger behalten, das alle Anzeichen der Auszehrung an sich trug und nur die paar Bazen besaß, die es aus dem Verkauf der entbehrlichsten Kleider löste. Aber noch bittere, schmerzlichere Stunden erwarteten die Ärmste und Verzweiflung nagte an ihrem Herzen. — In die Heimat wollte Babeli um keinen Preis zurück — Schamgefühl und Schande hielten es zurück. Endlich fand es Unterkunft bei einem alten Weibe — bei ihr sah das arme, verführte Mädchen seiner Niederkunft entgegen.

Ein paar Tage hatte das Verschwinden des noblen Schwindlers viel Aufsehen gemacht. Er hatte eine beträchtliche Schuldenlast hinterlassen, selbst einige seiner Freunde sahen sich geprellt, — aber bald hatten die Leute wieder von etwas anderem zu reden.

In der Heimat des Babeli hatte man keine Ahnung von dem traurigen Vorfall. Mili war schon lange ohne Nachricht geblieben und wenn es zu Jaggi sagte: „Was macht eppä üses Babeli?“ so schmerzte dieser: „Miera was!“

Der Meinrad auf dem Ruchacher war ledig geblieben, obwohl er unter den Meitschenen hätte auslesen können, — im Stillen dachte er immer noch an die, welcher er die erste Liebe geschenkt hatte. —

Von Zeit zu Zeit war er gewohnt, in die Stadt zu gehen, um seinen Anfen feil zu bieten. Schon zu wiederholten Malen hatte er versucht, über den Aufenthalt seiner frühern Geliebten Erkundigungen einzuziehen, alles war umsonst.

Eines Tages hatte er früher als sonst sein Anfenburdeli gut verkauft und war in eine Wirtschaft getreten, um etwas zu essen. — Wenige Leute waren zugegen, das war Meinrad um so lieber, er zog sich still in eine Ecke zurück.

Nicht weit von ihm saßen einige Bürger bei einem gemüthlichen Faß, als plötzlich ein Mann von einem andern Tische zu ihnen trat und rief: „Heda, habt ihr's schon gelesen, das Neueste?“ „Was gibt's?“ riefen mehrere Stimmen. „Endlich haben sie ihn doch erwischt,“ fuhr der Mann fort — „grad beim Einschiffen nach Amerika haben sie ihn abgefaßt, den elenden Kerl!“ „Welchen elenden Kerl?“ „He, den saubern Herrn, der hier vor etwa vier Wochen durchgebrannt ist! — wißt ihr, der noble Halunke!“ „Bravo, daß sie ihn erwischt!“ schallte es. „'s wird ihm nicht zu schlimm ergehen!“ meinte einer. „Seine Haushälterin“ erzählte ein anderer — „die er in Schande und Elend hat sitzen

lassen, ist mir vor ein paar Tagen begegnet. Himmel, wie hat die dreingeschaut!"

Meinrad war auf das Gespräch aufmerksam geworden, — als er von einer Haushälterin reden hörte, spitzte er die Ohren.

„Ja, ja, die hat's elend genug gehabt,“ fuhr der Mann am andern Tische fort, — „sie ist schon halb verhungert, als sie noch herrschaftliche Dame war. — Sie war übrigens selber schuld an ihrem Unglück, ein dummes Vändermeitli, das an dem noblen Herrn den Narren gefressen hatte.“ —

Meinrad überließ es heiß und kalt — was er hörte, paßte so ganz auf sein Babeli, — er hielt es nicht länger aus, zahlte seine Zeche und verließ das Wirtshaus. Unter der Türe hörte er noch, wie einer sagte: „Vielleicht ist sie in den See gesprungen und hat ihrem Elend ein Ende gemacht.“ —

Meinrad war ganz verwirrt, er wußte nicht, was er tat. Sinnend schritt er durch die Gassen, gefühllos für alles, was um ihn her vorging. Da fiel ihm ein, wie er vielleicht doch an dem Babeli noch ein gutes Werk tun könnte, wenn er für dasselbe eine hl. Messe lesen lasse. Gedacht, getan; rasch schwenkte er gegen das auf einer Anhöhe liegende Kapuzinerkloster

ab und händigte bald darauf dem Bruder Pförtner das Geld ein. Hierauf begab er sich noch in die Kirche, um ein andächtiges Gebet zu verrichten und verweilte dort lange in Andacht tief versunken. Plötzlich schreckte er auf. Hatte er schon zu lange gesäumt, war vielleicht das Schiff schon abgefahren? Mit raschen Schritten eilte er in die Stadt zurück, dem Landungsplatze zu — da sah er das Schiff schon ziemlich vom Lande entfernt, ruhig weiter schwimmen.

„In Gottes Namen“ sagte Meinrad gelassen, „da muß ich halt den Weg zu Fuß machen und über Land heimkehren; bin selber schuld daran, hätte besser aufpassen sollen.“

Es war schon spät und die Nacht brach bald herein. Am Himmel jagten düstre Wolken, ein scharfer Windzug wehte vom See her. Jetzt war auch der Mond aufgegangen und schaute hie und da durch die zerissenen Wolken und auf den einsamen Wanderer, der unverdrossen vorwärts schritt. Es war ein weiter Weg, den er noch zurück zu legen hatte und unheimlich düster die Straße, die auf der einen Seite dem See entlang, auf der andern am Rande eines abschüssigen Berges sich hinzog. Reise plätscherte das Wasser am Ufergestein, Meinrads Schritte hallten dumpf auf dem harten Straßenpflaster — sonst war alles still — — —



Weinend beugt sich Meinrad nieder.

Doch horch! Was war das? Klang es nicht, wie ein Seufzer an Meinrads Ohr? Er hielt stille, um zu lauschen. Jetzt vernahm er deutlich das Wimmern eines kleinen Kindes, ein schmerzliches Stöhnen u. einen schwachen Hilferuf. — „Jesus, Maria!“ betet Meinrad — und leise geht er dem Tone nach — da bricht der Mond durch die Wolken und deutlich sieht der späte Wanderer einen dunklen Gegenstand am Straßenrande liegen. Meinrad bückt sich nieder — u. „Jesus, Maria!“ zittert es wieder über seine bebenden Rippen — vor ihm liegt —

auf einem Steinhaufen ausgestreckt, — sein Babeli. — —

„Meinrad, bist du es?“ „Ja, Babeli, ich bin es, — was kann ich für dich tun?“ Die Unglückliche, — sie sieht ihn starr und schmerz erfüllt an: „Kannst du“ stöhnt sie — „kannst du mir verzeihen . . .“ „Ja, ja ich verzeihe!“ schluchzt der brave Jüngling, — er kann nicht weiter sprechen. „Mit mir — geht's zu Ende“ — haucht das Mädchen leise — „Hab' Erbarmen — mit meinem Kinde.“ Weinend beugt sich Meinrad nieder und während er mit der rechten Hand das Haupt der Sterbenden zu stützen sucht, erfaßte er mit der Linken krampfhaft das kleine

Kind, das auf dem Arm der Sterbenden ruht.
— Plötzlich öffnet Babeli seine Augen nochmals weit, ein Blick voll Dank und Liebe trifft den Geliebten, — — aber im gleichen Augenblicke dringt ein Strom von Blut über seine Lippen, — ein Blutsturz endigt seine Leiden.

Uebervältigt von Schmerz und Herzeleid kniet Meinrad an der Leiche — dann nimmt er das Kind, das sorglich in Kissen eingebunden ist und macht sich auf, im nächsten Hause Hilfe zu suchen. Nachdem er das arme Würmlein mitleidvollen Leuten übergeben hat, kehrt er mit ein paar Männern zu der Leiche zurück, um auch diese zu bergen. * * *

Einige Tage später wurde auf dem Ruchacher ein eigenartiges kleines Festchen begangen. Da man nicht sicher war, ob Babelis Kind getauft sei, so hatte der Pfarrer eine bedingungsweise Taufe angeordnet. Auf Meinrads innige Bitten

hatte der Ruchacherbauer erklärt: da mir der liebe Gott zwei Söhne, aber keine Tochter geschenkt hat, so nehme ich diese arme Waise an Kindesstatt an und will ihr Götteri sein. Als Gotte meldete sich das Willi im Niederhusli und als es dem Jaggi mitteilte, er müsse bei der Schlotterten sein, da sagte dieser „Miera; so chummi!“

Beim bescheidenen Götteriwein, den der Ruchacherer in seinem Hause gab, fehlte auch der Pfarrer nicht. — Als alle gemütlich beisammen saßen und von Babelis Erlebnissen erzählten, da sagte der fromme Herr: „So straft Gott den Uebermut der Menschen, aber seine unendliche Barmherzigkeit versüßt die Strafe durch Verzeihung und Liebe. Er lenkt und leitet alles so, daß die Strafe zur Sühne wird und neben der Saat des Bösen Gutes erblühen und gedeihen kann.“

Predigtkritik.

Dr Chlais isch einisch z'Chilä gji
Ich mäinä am Charfrytig!
Ne frendä Heer hed prediged,
Ne Redner vo Bedytig.

Voll Fräidä laift dr Chlaisi häi,
Gad gleitig go gä sägä:
Wie hibsch der Geistlich redä chenn,
Dr Pfarr syg myd drgägä.

Das syg doch ai äs Vosä gji
Ne Predig zum Erbuia,
D'Mannä häiged g'wässerled,
Und d'Wyber alli gschruiä.

Natürli hend duo d'Byt drheim
Die Predig g'herä-wellä,
Und hend dä Chlaisi g'fragt und g'stipft,
Aer sellnä druis verzellä.

Da wird dr Chlaisi firchräbsrot
Und stigled ganz verlägä:
„Jä was dr Geistlich vorbracht hed,
Das chani gwiß nid sägä.“
